

Adoptionen

Sie hat ihre leibliche Tocht

Wie verläuft die Biografie, wenn leibliche Eltern ihre Kinder zur Adoption freigeben? Eine Mutter und ein Vater

Kommentar

Fakten müssen auf den Tisch

«Wir sind Pioniere des digitalen Wandels», hat sich der Luzerner Regierungsrat in der aktuellen Kantonsstrategie auf die Fahne geschrieben. Gleichzeitig schaut er zu, wie noch im Jahr 2021 in unzähligen Volksschulen eine Verwaltungssoftware im Einsatz steht, die vor über 20 Jahren von einem Adligenswiler Rektor programmiert worden ist. In grösseren Gemeinden wird ein neueres Programm genutzt, das zwar neuer ist, aber von den Ansprüchen der Regierung ebenfalls weit entfernt.

Eine neue Lösung ist seit drei Jahren aufgegleist. Dass ein Programm bei den Endnutzern weiterentwickelt wird und kleine Fehler ausgemerzt werden, ist in der Informatik Standard. Was aber die ersten 30 Luzerner Gemeinden vorgesetzt bekamen, geht überhaupt nicht: Vermeintlich einfache Funktionen dauern zu lange, andere Funktionen sind falsch, wieder andere noch gar nicht erhältlich.

Seit drei Jahren stehen dafür die Steuerzahler gerade. Denn die Gemeinden haben sich verpflichtet, 12 Franken pro Schüler für ein Programm zu zahlen, das bis jetzt nichts gebracht hat. Bei Hunderten oder im Fall der Stadt Luzern 6000 Schülern kommt eine stattliche Summe zusammen. Ist die Herstellerfirma überfordert? Können die Probleme gelöst werden? Und wenn ja, bis wann? Der Regierungsrat hatte die Herstellerfirma ausgewählt. Er steht nun in der Verantwortung, Fakten und einen verbindlichen Zeitplan zu liefern – auch gegenüber den Steuerzahlern.



Alexander von Däniken
alexander.vondaniken@luzernerzeitung.ch

Sprachriff

«Nein» bleibt «Nein» oder nicht?

In der Mathematik gibt es das Minuszeichen, in der Logik kehrt der Negationsoperator den Wahrheitswert einer Aussage um, nur die Sprache tut sich schwerer mit dem Verneinen.

1917 hatte der dänische Linguist Otto Jespersen beobachtet, dass in vielen Sprachen das Verneinungswort – im Latein «non» – schwächer wird, dass hinten nachgeholfen werden muss. Im Latein konnte das «passum» sein: «nicht einen Schritt». Daraus wurde dann im Französischen «ne – pas».

Im Deutschen ist das auch passiert. Man sieht es noch im Mittelhochdeutschen deutlich, im Nibelungenlied heisst es: «des enwas niht not» – «es gab keinen Grund». Dem vorangestellten «en» traut man nicht (mehr) und stellt mit dem nachgestellten «niht» sicher, dass es verneinend gemeint ist. Das «nicht» ist dann später nach vorne gerutscht. Und niemand weiss mehr, dass es im Althochdeutschen aus «nio + wiht» – «nicht etwas» entstanden ist.

Christoph Bopp

Monika Frei gibt ihm den Namen Melanie. Das Mädchen kommt an diesem Dienstag, 21. September 1976, zur Welt, in einem von Nonnen geführten Spital im Kanton St. Gallen. Als ihre Tochter das Köpfchen herausstreckte, wurde Frei eine Maske aufgesetzt. Sie verlor das Bewusstsein und erwachte in einem anderen Zimmer. Für Frei erscheint klar, weshalb sie das Kind nicht zu Gesicht bekam: Sie sollte jetzt keine Muttergefühle entwickeln. Melanies Beistand teilte Frei später mit, wie gross und schwer das Mädchen war, dass es gesund sei. Nach der Geburt, das war vorher so abgemacht worden, würde sich eine Adoptivfamilie um Melanie kümmern. Bis zur definitiven Freigabe durch Frei kommt das Kind für sechs Wochen in eine Zwischenpflegefamilie.

Monika Frei, damals 19-jährig und seit kurzem das Handelsschuldiplom in der Tasche, hatte schwere Monate hinter sich. In ihrer Wohnung in Henggart, nahe bei Winterthur, blickt die seit kurzem pensionierte Frau zurück auf diese einschneidende Phase ihres Lebens.

Ende 1975 wird sie schwanger. Im Leben des Erzeugers gab es aber keinen Platz für sie, noch viel weniger für ein Kind. Er empfahl ihr, den Fötus abzutreiben. Frei sträubte sich dagegen. Gleichzeitig fühlte sie sich – selber kaum erwachsen – ausser Stande, ein Kind grosszuziehen, schon gar nicht alleine. In der Verzweiflung schluckte sie Schlaftabletten. Ärzte müssen ihr den Magen auspumpen.

Keine glückliche Kindheit in Chur

Im Spital kam die Wahrheit ans Licht. Ihre Mutter, damals 56-jährig und schon lange krank mit Polyarthrit, bot weinend Hilfe an. Doch Frei wollte das Kind nicht jener Frau anvertrauen, die sie als Kleinkind geschlagen und im Keller eingesperrt hatte. Frei wurde als jüngstes von drei Mädchen geboren und wuchs in Chur auf. Sie erlebte keine glückliche Kindheit, konnte nicht nachvollziehen, weshalb ihre Mutter sie so grob behandelte, während sie bei den älteren Schwestern mehr Nachsicht walten liess. Sie habe ihr schon längst vergeben, sagt Frei heute. Ihre Mutter, selber ein uneheliches Kind, sei permanent unter Stress gestanden und überfordert gewesen, es habe auch an Geld gemangelt.

Zurück ins Spital. Ein herbeigerufener Psychiater erklärte Frei, dass eine Abtreibung unter den gegebenen Umständen legitim wäre. Doch die junge Frau spürte in diesem Moment eine enorme Kraft in sich und entschied, das Kind zur Adoption freizugeben. Sie war überzeugt, dass das Kind bei Eltern, die sich ein Kind wünschten, ein besseres Leben haben würde als bei ihr.

Frei, blonde Haare und sanfte Gesichtszüge, führt seit 20 Jahren eine Praxis für spirituelle Lebenshilfe. Sie findet es ganz wichtig, dass die Menschen die Augen vor der Vergangenheit nicht verschliessen, sondern

«Die Umarmung half mehr als alle Therapiesitzungen.»

Monika Frei aus Henggart ZH hat ihre Tochter vor 45 Jahren zur Adoption freigegeben.



Monika Frei und ihre leibliche Tochter Marie-Pierre bei ihrer ersten Begegnung. Bild: Screenshot



die Altlasten anschauen, um sie loszuwerden. Das habe sie ihre eigene Geschichte gelehrt. Doch damals, als in ihrem Bauch ein nicht geplantes Kind heranwuchs, das sie selber nicht grossziehen würde, war das Thema tabu. Nur der engste Familien- und

«Die Schuldgefühle waren verfliegen.»

Freundeskreis sowie der Kindsvater erfuhren von der Schwangerschaft. Frei flog vorerst für den bereits vorgängig geplanten dreimonatigen Sprachaufenthalt nach England, wo weite Kleider den grösser werdenden Bauch kaschierten. Nach der Rückkehr arbeitete sie im Nonnenspital als Krankenschwesternhilfe. Die perfekte Tarnung.

Das Totschweigen der Geburt diente dem Selbstschutz. «Wenn ich Gefühle zugelassen hätte, wäre ich untergegangen», sagt Frei. Sie absolvierte nach Melanies Geburt im Triemlispital Zürich eine dreijährige Ausbildung zur medizinischen Laborantin. Doch die Gedanken an Melanie schwebten über ihr wie eine Wolke, die sich jederzeit in einem emotionalen Gewitter entladen konnte.

Ein Jahr lang arbeitete Frei im Tessin als Arztgehilfin. Tagsüber begegnete sie den Patienten als fröhliche junge Frau, abends brach sie während Wochen in Tränen aus. Mit 24 Jahren begann eine intensive Trauerarbeit. Sie zerriss das Dokument der Adoptionsfreigabe und klebte es wieder zusammen. Mit Hilfe einer Therapie versuchte sie, ihre zerrissene Seele zu heilen. Zum Glück

wusste sie, dass es Melanie gut ging. Das erzählte ihr der Beistand, der sie rudimentär informieren durfte. Frei wusste, dass Melanie mit einem Geschwister aufwuchs, das ebenfalls ein Adoptivkind war. Gleichwohl durchdrang Angst jede Faser von Freis Körper. Angst, dass Melanie sie hasst. Angst, dass Melanie denkt: Wie konnte sie bloss? Frei schrieb regelmässig Tagebuch. Es half, die Vergangenheit zu bewältigen. Langsam, aber sicher, weihte sie immer mehr Personen in ihr Geheimnis ein, das sie so sehr belastete. 1984 heiratete sie. Das Paar wohnte in Winterthur und wurde Eltern von zwei Töchtern und einem Sohn. Sie wussten Bescheid über die ihnen unbekannteste Schwester.

Einen Monat lang an einem Brief gefeilt

Nach der Jahrtausendwende erfuhr Frei zufällig, dass Vermittlungsstellen und Behörden es den leiblichen Eltern zunehmend ermöglichten, das zur Adoption freigegebene Kind gezielt zu suchen. Via Adoptionsstelle wurden Melanies Eltern kontaktiert. Diese teilten mit, eine Kontaktaufnahme sei in diesem Moment ungünstig. In Freis Kopf rotierte das Gedankenkarussell: Im besseren Fall ist ihre Tochter schwanger, im schlechteren in einem Drogenentzug. Ein Jahr später teilte die Adoptionsbehörde mit, Melanie sei bereit, einen Brief entgegenzunehmen. Einen Monat lang feilte Frei am einseitigen Schreiben, das die Adoptionsstelle Melanie weiterleitete. Sie habe Melanie nicht weggegeben, weil sie sie nicht geliebt habe, sondern weil sie ihr ein besseres Leben habe ermöglichen wollen, schrieb Frei. Melanie antwortete direkt und legte ein Foto ihrer Familie bei. Sie wuchs in der Westschweiz auf. Im Brief entlastete sie ihre leibliche Mutter.

Sie habe sie nie verurteilt. Persönlichen Kontakt lehnte sie aber noch ab. Während zweieinhalb Jahren tauschten Frei und Melanie regelmässig Briefe aus. Dann willigte Melanie in ein Treffen ein. An einem Sonntag im Jahr 2008 stand sie, kurz vor ihrem 33. Geburtstag, vor Freis Tür, in der rechten Hand ein grosser Blumenstrauß, in der linken ein Sack mit Fotoalben. Die Adoptiveltern hatten ihr den Namen Marie-Pierre gegeben. Vorwürfe gab es keine. Die beiden Frauen fielen sich in die Arme. «Die Umarmung half mehr als alle Therapiesitzungen. Die Schuldgefühle waren verfliegen», erinnert sich Frei.

Ungefähr zur gleichen Zeit erstellte Freis jüngste Tochter, damals Studentin an der Zürcher Hochschule der Künste, einen Film über ihre Mutter und die Adoptionsfreigabe. Die Vorführung in einem Zürcher Kino markierte Freis offizielles Outing. Marie-Pierre war dabei. Sie ist die Tochter, die Frei am ähnlichsten sieht. Freis Beziehung zu Marie-Pierre wuchs stetig. Ab August wird sogar Marie-Pierres älteste Tochter, Freis Enkelkind aus der Romandie, für ein Austauschjahr bei ihr wohnen.

Monika Frei

ter gefunden – er sucht sie noch

erzählen ihre Geschichte. Von Kari Kälin (Texte) und Sandra Ardizzone (Bilder)

Manchmal, wenn Marcel Grossmann ein Fest besucht, ein Konzert oder sonst einen gut bevölkerten Anlass, scannt er die Menge, fokussiert sich dabei auf Frauen um die 35 Jahre und fragt sich: Sieht mir nicht diese Frau, die gerade das Weinglas hebt, ähnlich? Könnte sie meine leibliche Tochter sein? Grossmann, 56-jährig, genannt «Mäse» oder «Marcello», wünscht sich ein Treffen mit ihr. Er hat ihr schon viele Briefe geschrieben. Er hofft, dass sie via Behörden zu den Adoptiveltern und dann zu Nicole gelangt sind. Die leibliche Mutter gab ihr diesen Namen, als sie das Mädchen am 8. August 1984 im sanktgallischen Uznach gebar.

Bis jetzt hat sich Nicole nie gemeldet. Hat Grossmanns Tochter einen ähnlichen Charakter wie er? Hat sie selber Kinder? Was denkt sie über ihn? Einmal teilten Nicoles Adoptiveltern Grossmann mit, sie habe die Lehre abgeschlossen, es gehe ihr gut. Mehr weiss er nicht.

Grossmann, aufgewachsen und wohnhaft in Bubikon im Zürcher Oberland, ist ein selbstbewusster Mann, der in seinem Leben viel erreicht hat. Seit 33 Jahren führt der gelernte Maler mit einem Geschäftspartner eine Baufirma, legt Böden, baut Küchen ein und aus, verfrachtet hochwertiges Inventar aus Wohnungen, das hierzulande verschmäht wird, nach Ungarn. Grossmanns Ex-Frau stammt aus dem osteuropäischen Land, er beherrscht die Sprache.

«Wenn du willst, kannst du das Kind haben»

Jetzt sitzt Grossmann, kurze Haare, klare Stimme, Markenzeichen oranger Handwerkerpulli, in seiner elegant eingerichteten Wohnung und sagt: «Manchmal weine ich und denke: Was habe ich für einen Mist gebaut?» Grossmann erzählt die Geschichte aus seiner Zeit als Lehrling, die sein Leben bis heute prägt. Drei Jahre lang liebte er die zwei Jahre jüngere Marina (Name geändert). Die Beziehung zerbrach, nichts Aussergewöhnliches, könnte man denken. Doch erst jetzt beginnt das Drama. Drei Monate nach der Trennung berichtet Marina, die Verhütung, die Pille, habe versagt. «Ich bin im 6. Monat schwanger. Wenn du willst, kannst du das Kind haben.»

Für Grossmann bricht eine Welt zusammen. Er wird bald seine Lehre abschliessen, die Rekrutenschule machen, möchte reisen, frei sein. Grossmanns Mutter kann sich nicht um das Enkelkind kümmern, seine Grosseltern ebenso wenig. Unter diesen Umständen, selbst kaum erwachsen, soll er ein Kind grossziehen? Dann wird er eines Tages in die Wohnung von Marinas Eltern zitiert. Sie haben mit den Behörden vorgespart: Das Kind wird zur Adoption freigegeben, es fehlt nur noch Grossmanns Einverständnis. Er fühlt sich klein, geschrumpft auf Zwergenformat, und willigt ein, das Kind freizugeben. Würde er es heute wieder tun? «Damals war ich unreif und der Situation ausgeliefert. Mit den Betreuungsg-

«Manchmal denke ich: Was habe ich für einen Mist gebaut?»

Marcel Grossmann aus Bubikon ZH hat seine Tochter vor 37 Jahren zur Adoption freigegeben.



möglichkeiten von heute hätte es vielleicht eine Möglichkeit gegeben, mich selbst um meine Tochter zu kümmern», sagt Grossmann.

Der Zufall will es, dass es ihn auf die Baustelle einer damaligen Adoptionsvermittlungsstelle verschlägt. Die Vergangenheit kommt hoch und er bittet eine Fachperson, in den Dossiers nach einer siebenjährigen Nicole zu suchen. Sie wird fündig, darf aber nur wenig preisgeben, der

Wohnort und die Identität der Adoptiveltern sind tabu. Sie zeigt Grossmann ein Foto seiner Tochter und verrät, dass sie Katharina heisst. «Ich war berührt, so ein hübsches Mädchen», erinnert sich Grossmann. Es bleibt bis jetzt das einzige Mal, dass er seine Tochter zu Gesicht bekommt. Auf einem Foto wenigstens.

Etwa zur gleichen Zeit wird Grossmann erneut Vater. Das Kind war nicht geplant. Dieses Mal lebte

Grossmann zwar in einer stabilen Beziehung, doch einfach waren die Verhältnisse nicht. Seine Partnerin hatte bereits zwei Kinder aus einer früheren Beziehung. Grossmann arbeitete viel, auch an Wochenenden, viel Zeit für die Patchworkfamilie blieb nicht. Die Partnerschaft zerbrach. Danach lebte sein eigener Sohn ein halbes Jahr lang bei ihm. Es funktionierte nicht. Er zog in ein Heim.

Später heiratete Grossmann eine Ungarin – und wurde zum dritten Mal Vater, erstmals von einem Wunschkind. Mit seinem heute 20-jährigen Sohn hat er es gut. Von der Mutter hat er sich seit kurzem «im Frieden» getrennt. Heute lebt er mit einer neuen Partnerin zusammen.

Eine brachiale Nachricht beim Znüni

Grossmanns Privatleben verläuft turbulent. Und es gibt Parallelen zwischen seiner und der Geschichte von Nicole: Auch Grossmann ist ein uneheliches Kind. Er erfuhr es auf brachiale Weise. Als 16-jähriger Malerlehrling überflügelte er den älteren Lehrling des gleichen Betriebs. Dessen Vater rächte sich während einer Znünipause, indem er ein Foto zückte und Grossmann ins Gesicht schleuderte: «Das da ist dein richtiger Vater.» «So ein Blödsinn», entgegnet Grossmann. Doch er packte das Bild ein und zeigte es seiner Mutter. Sie brach in Tränen aus und meinte: «Es tut mir leid, ich hätte es dir früher sagen müssen.»

Grossmann fragte sich immer, weshalb sein Vater seine Schwestern bevorzugte. Weshalb er immer ihn massregelte, manchmal auch mit Schlägen, wie es damals, als Lehrer die Schüler noch mit dem Lineal züchtigte und Schlüsselbünden bewarfen, üblich war. Jetzt hatte er eine Erklärung dafür.

Als positiv eingestellter Mensch steckte Grossmann die Benachteiligungen und die spät erfasene Wahrheit weg. Mit 37 Jahren traf er zum ersten Mal seinen leiblichen Vater, einen Südtiroler, der in der nahe gelegenen zürcherischen Gemeinde Wald wohnt. Grossmann wusste fortan, dass er drei Halbgeschwister hat. Seine genetische Abstammung, vermutet Grossmann, könnte eine Erklärung dafür liefern, weshalb ihn die Dolomiten und das Harmonikaspield so faszinieren. Seinem leiblichen Vater und seinem Stiefvater macht er keine Vorwürfe. «Ich musste ja nicht in einem Heim aufwachsen.»

In einem Heim aufwachsen. Das musste auch Nicole nicht. In seinen Briefen hat Grossmann ihr die Umstände geschildert, die zur Adoption führten. Manchmal plagten ihn Schuldgefühle. Er würde seiner Tochter gerne persönlich erklären, dass er ihr damals, als 19-Jähriger, kein gutes Familiennest hätte bieten können. Er hoffte, durch die Adoptionsfreigabe im Sinne des Kindeswohls zu handeln. Erzwingen will Grossmann ein Treffen mit seinem ältesten leiblichen Kind aber nicht. Es handle sich um ein Angebot. Grossmann hofft, dass es Nicole annimmt, bevor er stirbt.

Ledigen Müttern haftete Stigma an

Studie Wollte, konnte oder durfte die leibliche Mutter nicht für mich sorgen? Wurde ich von ihr nicht geliebt? Das sind zentrale Fragen, die Adoptivkinder umtreiben, wenn sie nach ihren Wurzeln forschen. So lautet das Zwischenfazit eines Forscherteams der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. Es untersucht, wie Inlandadoptionen in den letzten 100 Jahren in der Schweiz begründet und umgesetzt wurden. Die Endergebnisse werden in rund einem Jahr erwartet. Die Forscher befragen für das Projekt adoptierte Menschen sowie Eltern, welche ihre Kinder zur Adoption freigegeben haben oder freigeben mussten. Derzeit leben in der Schweiz rund 10 000 Kinder, die in der Schweiz geboren und adoptiert wurden. Pro Jahr werden hierzulande aus dem In- und Ausland deutlich weniger Kinder adoptiert als noch vor einigen Jahrzehnten.

Die Geschichte der Adoptionen ist eng gekoppelt an die Normvorstellungen, die wiederum den rechtlichen Rahmen prägten. Die Behörden gingen lange davon aus, dass ein Elternteil nicht ausreichte, um Kinder angemessen zu erziehen. So drängten sie unverheiratete schwangere Frauen und ledige Mütter bis ins letzte Drittel des 20. Jahrhunderts dazu, ihre Kinder Pflege- oder Adoptiveltern abzutreten. Ledige Mütter, die ihre Kinder behalten wollten, galten als renitent, sie wurden stigmatisiert. Oft lebten alleinerziehende Mütter in wirtschaftlich und sozial prekären Verhältnissen, oft drückten sich die Väter vor der Zahlung der Alimente. Für ihre Kinder sorgen zu können, trauten Behörden und Adoptionsvermittlungstellen ledigen Müttern nicht zu.

Kinderrechte wurden gestärkt

In den 1970er-Jahren widerspiegelte sich der gesellschaftliche Wandel in der Gesetzgebung. Ledigen Müttern wurde nicht mehr a priori die Fähigkeit abgesprochen, Kinder allein zu erziehen. Die Kinderrechte wurden gestärkt. Grundsätzlich mussten die leiblichen Eltern der Weggabe ihrer Kinder zustimmen. Die jüngste Revision des Adoptionsrechts ist seit 2018 in Kraft. Es enthält eine Lockerung des Adoptionsheimnisses. Wenn leibliche Eltern ihr zur Adoption freigegebenes Kind später suchen, können sie dessen Personalien in Erfahrung bringen, wenn das volljährige Kind zustimmt. Das gleiche gilt auch für minderjährige Kinder, sofern diese urteilsfähig sind und die Adoptiveltern zustimmen.

Erste Erkenntnisse haben die Forscher auch zur Frage, wie Adoptivkinder mit ihrer eigenen Biografie umgehen. Die Betroffenen möchten den einschneidenden Schritt einer Adoptionsfreigabe verstehen können. Sie erhoffen sich etwa, dass sie durch ihre Recherchen die Mutter – die Väter werden kaum in die Verantwortung gezogen – quasi von der «Schuld» freisprechen können. Viele gehen davon aus, dass die leiblichen Eltern aufgrund einer Ohnmachtsituation ihre Kinder gar nicht behalten durften.

Das «Nicht-Dürfen» ergänzt die Behördenoptik, die von der Losung «Nicht-Wollen» und «Nicht-Können» geprägt war. Samuel Keller ist Teil des ZHAW-Forscherteams. Der Erziehungswissenschaftler und Sozialpädagoge sagt: «Je früher und je offener die Adoptiveltern mit ihren Kindern darüber sprechen, was sie über deren Herkunft wissen, desto weniger dringlich wird die Frage, ob die leiblichen Eltern nicht für sie sorgen wollten, konnten oder durften.»

«Damals war ich unreif und der Situation ausgeliefert.»

Marcel Grossmann

Betroffene Eltern gesucht

Die Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften untersucht in Zusammenarbeit mit dem Verein Pflege- und Adoptivkinder Schweiz die schweizerische Adoptionsgeschichte. In diesem Zusammenhang suchen die Forscher betroffene Eltern, die ihr Kind zwischen 1940 und 2000 zur Adoption freigaben oder freigeben mussten. Interessierte Personen können sich melden bei Samuel Keller samuel.keller@zhaw.ch oder Nicolette Seiterle nicolette.seiterle@pa-ch.ch. Die persönlichen Angaben werden anonym und streng vertraulich behandelt. Weitere Informationen zum Projekt gibt es auf der Website www.zhaw.ch/adoptionsgeschichte. (kä)